





Sind entgegen wick, vier Jahre allen geistigen Genüssen Bastei ...

nach der Wiederherstellung der Öffentlichkeit bekam der Erste ...

Gonose Swienty erklärt nun, daß wenn sich das Gericht ...

Das nach langer Beratung verordnete Urteil lautet auf 1 Monat ...

Die Urteilsbegriindung befindet nun wieder einmal das schon ...

\* Ausstand der Zimmerer. Nummer haben sämtliche Baunnternehmer ...

Nach nicht benützlich haben: Vogt, Brüggert, Jabel, Serdie ...

mit Herrn Zimmerer fastgehenden, jedoch sich dieselben verhalten ...

\* Maurer! Auf die morgen abend in der Wohnung stattfindende ...

\* Aus der Zigarrefabrik von Hermann Haase, Langestraße 12, wird ...

\* Die Saalezeitung und die Waiserei. Während sich hier und da die liberale ...

Nun eines wünschenswert noch feststellen. Der jüngere Schwäger ...

Daß aber die Saalezeitung einen dreizehnten Bericht brachte, kann ...

\* Aus dem Bureau des Thales. Zweiten. Donnerstags des 31. Mai ...

h. Heil. Die neueste Leistung der Heiger Zeitung. Es heißt da:

Der 1. Mai ist in unserer Stadt wie erwartet jämmerlich verlaufen ...

Reiz schon die Einbringung der Waiserei von Heig und Veitshof ...

Waisereis. Maurerfreiz. Auf das Schreiben der Unternehmer ...

beizulassen in der Verlammlung am Dienstag, die Arbeit nicht eher aufzunehmen ...

Waisereis. Maurerfreiz. Auf das Schreiben der Unternehmer ...

kleine Provinzial- Nachrichten. Verhaftet wurde in einem Gasthause in Leipzig ...

Gerichtssaal. Schwurgericht. Halle, den 2. Mai.

Meinleit. Die heutige Sitzung beschloß sich mit der vorigen ...

Aus dem Reiche. Dresden. Im letzten ordentlichen Landtag wurde ...

Briefkasten der Redaktion. M. W. L. Da Sie die Zeit zur Einlegung der Verfügung ...

100 B. Der Antrag auf die Wente ist bei der zuständigen unteren ...

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Swienty in Halle. Halle.

Reise-Taschen. Gute Form. Beste Qualität. S. 8, 10, 11, 12 Mark.







# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 4. Mai

Nr. 18

### Die Arbeiterfrauen können nicht kochen.

Eine Satire. Von F. B.

Nun — nun, man möge nicht gleich erschrecken, wir haben durchaus nicht im Sinne, einige Kochrezepte auf die geplagten Hausfrauen loszulassen und der „verwöhnten“ Männerwelt den Mund wässrig zu machen. Wir müssen offen gestehen, wir verstehen gerade so viel vom Kochen wie eine prämierte Köchin vom Herentfessel eines chemischen Laboratoriums. Wir erklären feierlich, daß es uns nicht möglich ist, einer wässrigen Kartoffelsuppe Fettagungen zu verleihen oder das Rezept zu einer simplen Kaffeebrühe zusammenzutaktieren und diese nach Gebühr abzuschmälzen. Auch an der Weisheit, wie man mit 20 Pf. täglich gesund, kräftig und gut eine Familie ernähren kann, sind wir unschuldig; das thäten andere Volkswohlfahrtsamateure, die durch ihre Entdeckung den Himmel und ein schönes Stück Geld verdienten. Wir sind keine Habermüller und keine Wasserprediger, wir wollen nur ein klein wenig mit den Flugheitsfexen und -ferinnen rausen, die da sagen: Die Arbeiterfrauen können nicht kochen.

Wir sollten ihnen eigentlich recht geben, denn sie haben wirklich recht; da wir das nicht offen sagen dürfen, so drücken wir ihnen verstoßen die Hand. Ja, die Arbeiterfrauen können nicht kochen! Um 12 Uhr rennen sie in aller Eile aus der Fabrik nach Hause, um zu kochen für die ganze Familie; um 1 1/2 Uhr müssen sie wieder in der Fabrik sein, wenn sie nicht Abzüge oder gar die Entlassung riskieren wollen, da doch die paar Märklein, die sie verdienen, der Familie sehr wohl zu statten kommen. In der Regel steht die Fabrik an der einen Peripherie der Stadt, die Wohnung des Arbeiters befindet sich an der andern, und da hat die Arbeiterfrau vielleicht eine ganze halbe Stunde Zeit, das Mittagessen zusammenzulecken, kochen kann sie ja nicht. Und was bringt sie da in dieser kleinen Ewigkeit fertig? Kaffeebrühe, vielleicht eine poesielose Suppe aus Maagis Suppenrollen, sogar zum Erdäpfelsteden reicht die Epoche nicht aus. Dann setzt sie sich noch mit ungewaschenen Händen und dito Gesicht an den Tisch wie auch ihr Herr Gemahl — oh Pardon — Mann —, ihren Kleidern enttrömt der Fabrikluft und ihr blondes Haar ist vom Fabrikstaub bedeckt. Ist das ein Leben? läßt sich da der Volkswohlfahrts-Kamibale hören.

Da loben ich unsere Frauen! Morgens um zehn Uhr hüpfen sie frisch und munter aus den Federn, die Zähne liegen bis um halb elf im Wasserglas, damit sie schön weiß bleiben und nichts von ihrem „natürlichen“ Schmelz verlieren. Dann wird große Toilette gemacht. Der Köchin wurde schon am Vorabend mitgeteilt, nach was die Herrschaften Appetit zu haben so gnädig sind. Um zwölf Uhr tänzelt das liebe Frauchen ihrem dito Männchen entgegen und führt ihn zu Tische, wo, von der Kunst der Köchin bereitet, die dampfenden Schüsseln stehen. Sie schmiegt sich grazios an seine Seite und er legt ihr galant die besten Bissen vor — sofern er nicht vorzieht, diese für sich zu behalten. Auch ein gutes Glas Wein steht auf dem Tische, er stößt mit ihr an — die Gläser klingen so schön —, sieht ihr in die blauen oder braunen Augen; das Leben ist gar herrlich, und der Himmel schon auf Erden ist auch etwas wert.

Ja, sehen Sie, so haben wir's, aber die Arbeiterfrauen, sie können nicht kochen und sie wollen es auch gar nicht lernen. In unserer weisen Fürsorge für das Wohl des Volkes haben wir Kochkurse eingerichtet. Dort kann man gut, sehr gut kochen lernen, aber die Töchter der Arbeiter haben keinen Sinn dafür. Schon vom 14. Jahre an laufen sie in die Fabrik, wo es so schön und angenehm ist, bis sie heiraten, und dann ist es ein Glend mit dem Kochen. Unsere Töchter besuchen mehrere Kochkurse, blättern mit dem Zwicker auf der Nase in den Kochbüchern herum und messen mit gelehrter

Miene die Länge der Bratwürste. Treten Sie dann in den Stand der heiligen Ehe, so können sie unter Mitwirkung einer tüchtigen Köchin das beste und feinste Mittagessen kochen.

Sehen Sie, so ist's bei uns — aber die Arbeiterfrauen können nicht kochen.

Es giebt auch Arbeiterfrauen, welche sich von dem Fanatismus, durchaus in die Fabrik laufen zu wollen, fernhalten, aber auch sie können nicht kochen. Unsere Frauen bezw. Köchinnen, kaufen beim Metzger in großen Quantitäten und da bekommen sie was Ordentliches. Die Arbeiterfrauen hingegen kaufen für einen ganzen Vierling oder noch weniger, und da ist es doch klar, daß der Metzger, der sich nicht gern mit solchen Vappalien abgiebt, ihnen zur Hälfte Knochen zuwiegt. Und damit versucht die Frau nun zu kochen. Verschrobener Gedanke! Es braucht aber zum Kochen ein ordentliches Stück Fleisch und verschiedene andere Dinge. Kosten die am Ende Geld? Aber Geld giebt es doch genug auf der Welt. Der Arbeiter verdient doch zwei ganze und obendrein noch eine halbe Mark pro Tag, hat doch „bloß“ vier Kinder. Die Hälfte von diesem Lohne giebt er unvernünftigerweise für die Wohnung aus, er treibt einen großartigen Kleiderkurus, und dennoch sollte genug Geld übrig bleiben, damit die Frau ein gutes, kräftiges und reichliches Essen auf den Tisch bringen kann. Aber Kaffeebrühe, daß man die ganze Welt darin erkaufen könnte, und kraftlose Erdäpfel setzt sie ihrer Familie vor, höchst selten etwas anderes. Es bleibt dabei, die Arbeiterfrauen können nicht kochen!

Ein wahres Rätsel.

Wir hatten eine hübsche Köchin, die ihre Sache meisterlich verstand; sie hatte rote, volle Wangen, kräftige Arme und war vollbusig. Sie verfiel auf die Idee, einen Arbeiter zu heiraten; wir gaben ihr die besten Wünsche mit in die Ehe und die Mahnung, ja ihrem Manne gut zu kochen. Aber was mußten wir erleben, schon nach ein paar Wochen sah sie so bleich und hohläugig aus wie die anderen Arbeiterfrauen? Wo liegt die Ursache solcher betäubender Erscheinungen, durch welche das Volk kraftlos wird und degeneriert?

Wir haben das schon lange entdeckt, es war nur eine mißige Frage, die wir aufwarfen, denn unser Verstand ist nicht so beschränkt, als daß er nicht ohne weiteres die richtigen Ursachen fände. Es fehlt dem Volke an „Belehrung!“ Das Volk muß belehrt werden, wir brauchen es ja zum Ausbeuten. Schreibt da neulich ein brandroter Heber in der Zeitung, die Arbeiterfrauen seien die reinsten Kochkünstlerinnen, denn es sei überhaupt ein Wunder, daß sie bei den beschämend geringen Mitteln und in der kurzen Zeit, die ihnen zur Verfügung ständen, überhaupt noch kochen könnten. Er macht den wahrhaft heidnischen Vorschlag, die Frauen der Herren möchten einmal den Arbeiterfrauen ihre reichlichen Mittel zur Verfügung stellen und dann werde man Wunder erleben, wie diese zu kochen verständen, auch ohne Köchin. Unsinn über Unsinn — wie kann man nur solch sündhafte Gedanken hegen? Ich werde das Volk belehren, die Arbeiterfrauen belehren, wie man aus Knochen gute Suppe und einen saftigen Braten bereitet, altes Leder zu Beefsteak und Kotelettes präpariert, aus Sägemehl schmackhaftes Gemüse bereitet und Hobeispäne zum feinsten Konfekt verarbeitet, überhaupt aus nichts etwas macht.

(Büchlicher Anzeiger.)

### Klaus Groß.

Der plattdeutsche Dichter feierte am 24. April dieses Jahres seinen 80. Geburtstag in der alten Hafenstadt Kiel. Zahlreiche Ehrungen und Glückwünsche wurden dem Dichtergreis von allen Seiten zu teil und die Stadt Kiel verlieh ihrem Mitbürger das höchste Recht, das eine Stadt zu vergeben hat, das Ehrenbürgerrecht.

Wer ist Klaus Groth und welche Bedeutung hat er für die Dichtkunst? So werden unsere Leser fragen und diese Frage ist nur zu berechtigt, denn die meisten werden den Namen Klaus Groth überhaupt zum erstenmale gehört haben. Er ist nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreis, in Schleswig-Holstein, in der Heimat des Plattdeutschen, näher bekannt. Wir Mitteldeutschen haben über seine Bedeutung für die Volkspoesie recht wenig erfahren. Und doch verdient er, in weiteren Kreisen des Volks bekannt zu werden: als Schöpfer der neuplattdeutschen Volkspoesie.

Klaus Groths Biographie ist schnell gezeichnet. Sein Lebenslauf ist ein ziemlich eintöniger und gleichmäßiger. Als Sohn eines Müllers am 24. April 1819 in Heide in Norddithmarschen geboren, kam er mit 14 Jahren zum Kirchspielvogt seines Geburtsortes als Schreiber und mit 18 Jahren auf das Schullehrerseminar zu Londern. Als er diese Bildungshäuten absolviert, wurde er in seiner Heimatstadt als Lehrer angestellt und trieb eifrig naturwissenschaftliche Studien. Seine Witzbegierde war so groß, daß er Tag und Nacht studierte und schließlich, körperlich gebrochen, schon 1847 den Schuldienst aufgeben mußte. In den nächsten 5 Jahren hielt er sich bei einem Freunde in Fehmarn auf, immer eifrig studierend und sich für sein Ziel, die Schaffung einer neu plattdeutschen Poesie, vorzubereiten. In diese Zeit fällt auch die Entstehung des *Quickborn*, eine Sammlung plattdeutscher Gedichte, Klaus Groths größtes Werk, auf das wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Für dieses Werk hat ihn die Bonner Universität zum Doktor ernannt. Schließlich rehabilitierte sich Groth an der Kieler Universität und wurde Professor. Seitdem lebt er in Kiel. In der Folgezeit schuf er eine große Anzahl von Liedern und Balladen in plattdeutscher Mundart, aber auch hochdeutsche Gedichte und Erzählungen.

Groth ist der Dichter der Dithmarschen-Bauern. Ihr Denken und Fühlen, ihr Leben und Treiben gelangte durch die Dichtungen Groths zum Ausdruck. Er kennt das Moor der Holsteiner, er weiß jeden Weg und Steg, er kennt die Sagen und Märchen seiner Landsleute, die Sitten und Gebräuche und weiß sie in der plattdeutschen Sprache klar und unverfälscht wiederzugeben. Und gar der *Quickborn*. Diese lebendige, ergreifende Schilderung der Natur, die Reize des Moors, das Leben und Weben in demselben, die kunstvolle Verförperung des Tierlebens, in der Groth die höchste Meisterschaft beweist, dies alles hat den *Quickborn* zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der neueren deutschen Litteratur gemacht.

Auch seine im April 1855 in Kiel erschienenen „*Vertelln*“ erzielten großen Erfolg. Sein „*Heisterkrog*“ brachte ihm den großen Goethepreis ein.

Gänzlich vermisst man jedoch sozialen Anflug in seinen Liedern und Gedichten. Er schildert das Leben, so wie es sich ihm gerade zeigt, ohne nach dem Woher und Warum zu fragen. Ihn selbst hat die soziale Frage niemals beschäftigt. Er sagt von seiner Jugend, daß seine Eltern wohlhabende Müllersleute gewesen seien und Lebensmittel im Ueberfluß hatten. Auch das Leben in der Kieler Universität lenkte seinen Blick nicht auf diese wichtigste Zeiterscheinung. Dasselbe ist der Fall auf dem politischen Gebiete. Wohl machte er einige Ansätze, als 1848 ganz Deutschland sich mit „*Schleswig-Holstein meermischlungen*“ beschäftigte, aber da kam er auch über diese dürftigen Ansätze nicht hinaus.

Ihn interessierte mehr die Kunst und Wissenschaft, obgleich die Kieler Universitätskreise zuweilen schiel auf ihn herabsahen, weil sie in ihm nicht den auf der akademischen Stufenleiter langsam emporgelommenen Kollegen, sondern mehr den Dithmarscher Bauern sahen, der über die Köpfe seiner gelehrten Amtsbrüder hinweg allein seines Weges wandelte.

Dies kam übrigens auch einmal bei einem Besuch des verst. Kaiser Friedrich im Jahre 1873 bei der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes zur Kenntnis weiterer Kreise. Kaiser Friedrich, so erzählt Gustav Munk in der *Frankf. Ztg.*, war ein großer Verehrer Groths, ebenso seine Gemahlin, die noch lebende Kaiserin Friedrich. Bei dem Festessen, das die Universität veranstaltet hatte, fragte Friedrich den Rektor, wo denn Klaus Groth sei, er sehe ihn nicht hier. Der Rektor war verlegen, denn Groth war wie gewöhnlich nicht geladen, redete sich aber damit hinaus, daß er krank, Groth sei krank. Darauf fragte der deutsche Kronprinz den Prinzen v. Noer, den vornehmsten Mann der ganzen Gesellschaft: „Sie kennen doch Klaus Groth?“

„Nein, kaiserliche Hoheit.“  
„Dann kennen Sie doch gewiß seinen *Quickborn*?“  
„Nein, kaiserliche Hoheit.“  
„Was? Den kennen Sie nicht? Das wundert mich! Ich bin ja ein martialisch aussehender Mann, und doch wenn ich abends meiner Familie aus dem *Quickborn* vorlese, so laufen mir oft die Thränen in den Bart. . . Das (zum Rektor gewandt) erzählten Sie morgen früh Klaus Groth.“

Klaus Groth war und blieb trotz dieser fürstlichen Gunstbegünstigungen, was er im tiefsten Innersten nur zu sein wünschte: ein Volksdichter. Dies geht aus einem Aufsatze auch wieder hervor, den er erst im vorigen Jahre veröffentlichte und in

welchem er schreibt: „Ich blickte in meiner Jugend hinauf zu allen höher Stehenden; ich dachte mir Reiche und Vornehme als Leute, die nicht nötig hätten, Kraft und Zeit wie wir anderen zu verwenden, um für des Lebens Nothdurft zu sorgen, sondern die für ihre Ausbildung, für Wissenschaft oder Kunst, für Bücher und Schriften lebten könnten, die durch Umgang mit anderen gebildeten Menschen vornehm in Gesittung und Sitten sein müßten, und gern hätte ich mit solchen verkehrt, wenn es nur möglich gewesen wäre. Erst allmählich lernte ich, daß dies ein Irrtum, daß Leerheit, Langeweile, Hochmut und niedrige Geinnung auch bei Reichen und Vornehmen das Gewöhnliche sei, und mehr und mehr wählte ich meinen Umgang, als ich so weit war, ihn wählen zu können, unter meinesgleichen an Vermögen und Stellung in der Gesellschaft.“

Und mehr wie auf jeden anderen Dichter trifft auf Klaus Groth das Proletarierlied zu:

Ein Sohn des Volkes wollt' er sein und bleiben!

### Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briefen.

XVIII.

Liebe Käthe!

Aus der Geschichte des Eigentums mögen noch einige für Deutschland charakteristische Thatsachen angegeben werden: Ein Eigentum am Grund und Boden konnte man auch da noch nicht, als schon längst das Eigentum an Wäffen, Tieren und Menschen anerkannt war. Nach dem *Sachsenpiegel*, dem bekannten mittelalterlichen Rechtsbuch, das im 13. Jahrhundert für ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus Geltung fand und vom anhaltischen Schöffen Gise von Neptow zwischen 1215 und 1235 soll zusammengestellt worden sein, gehört zwar das eigene Haus der Frau, nicht aber der Grund und Boden unter demselben. Dieser gehörte ins „*Erbe*“. Es gab also Hausbesitz ohne Grundbesitz. Nur die *sala* (*Saal*), auch *halla* genannt, die Häuser der Gesamtfamilie, der Sitz des Gemeindegewaltigen, waren mit Grundbesitz.

Innerhalb der Gemeinschaft hat kein einzelner ein besonderes Anrecht auf den Boden; wohl aber steht jedem ein gleiches Recht auf Benutzung des Bodens zu. Bei den Nomaden, wo der Besitz nicht an eine Rechtsfrage sondern an die Macht sich knüpfte und wo jeder das besaß, was er mit der Hand wahren und verteidigen konnte, war auch die Benutzung des Bodens gemeinschaftlich, so daß keine Veranlassung vorlag, dem einzelnen ein besonderes Stück zuzuteilen.

In der altdeutschen Gemeinde wurde die gesamte Gemeindeflur in so viel Teile zerlegt, als Familien vorhanden waren und jährlich oder in anderen bestimmten Zwischenräumen erfolgte eine Neuteilung. In Rußland ist heute noch das *Wir* zu finden, die Gemeinschaftlichkeit des Grundbesitzes, und auch unter den südslavischen Völkern auf der Balkanhalbinsel trifft man auf diese Einrichtung. Nichts ist also verkehrter, als wenn man behauptet, der Privatbesitz am Grund und Boden sei eine gesellschaftliche Notwendigkeit, so daß keine Gegenteile richtig: Die Zuerkennung eines Besitzrechtes des einzelnen am Grund und Boden ist ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der höchstentwickelten Räuberzeit, und wenn der Kleinbauer in der armenigen Beschränktheit seines Nichtwissens ums Sozialdemokraten verabscheut, weil wir ihm angeblich sein bißchen Acker wegnehmen wollen — einen Acker, der oft genug nicht einmal Eigentum des armen Bauern sondern Besitz seines Gläubigers ist — so beweist er mit diesem recht unbegründeten *Wir*, daß er die Geschichte seines eigenen Standes nicht kennt, daß er nicht einmal weiß, wie erst vor knapp tausend Jahren zu seinem Schaden von seinen schlimmsten Feinden, dem Herrtentum und der Kirche, der Privatbesitz am Grund und Boden räuberisch ergriffen wurde und daß es eben der Sozialismus sein wird, der auch dem Bauern ein Leben als Kultur Mensch ermöglichen wird, ein Leben, in dem es keine Hypothekenzinsen mehr zu zahlen giebt, in dem sich der Landbewohner nicht mehr nur für seinen Gläubiger abzumühen braucht.

Um das von ihr angebaute Land vor dem weidenden Vieh zu schützen, umgab die Frau es mit dem Gehege, dem *Zaune*. Mit Auflösung der Urfamilie, die wir in früheren Betrachtungen kennen gelernt haben, erkland für jede Sonderfamilie eine *sala*, eine Halle, ein Herrenhaus, wo der Vater des Geschlechtes die Männer zur Verteilung der Arbeit, zum Räte, zur Beherrenrede versammelte. Als Eigenbesitz des einzelnen hebt sich aus der gemeinen Mark der *Sops* *la* *h* heraus, umgeben von dem unerlässlichen *Zaun* oder *gard* (*Garten*). Wir finden dieses Wort in allen europäischen Sprachen. Es rührt vom gotischen *gairdan*, gürten, her und verwandelt sich in das angelsächsische *geard*, in das englische *garden*, *yard*, in das niederländische *hag*, in das slavische *gorad* und *head* und in das südslavische *toron* (*Zaun*) oder *tyu*.

Die umhegte Stelle wird die *Hofreite* genannt. In Norddeutschland trat, wie in Neapten, vielfach der *Wassergraben* an Stelle der *Schutzhecke* oder zur Verflüchtung der





selben hinzu. Die Wohnstätten eines alten Dorfes waren namentlich bei den Slaven, die vor den Germanen einen großen Teil des heutigen Deutschlands bewohnten, so angeordnet, daß sie noch immer einen freien Platz umschlossen, auf dem das vor feindlichen Angriffen zu sichernde Vieh weidete. Am vollkommensten findet sich diese Bauart noch in der zerbiba Mittelafrikas und im kraal oder karal Südafrikas erhalten. Doch auch in Mitteldeutschland findet man noch aus der Slavenzeit viele „Runddörfer“. In der Mitte des von den Hütten geschlossenen Kreises findet sich dann gewöhnlich der Dorfsteich, oder er umschließt die Kirche, die jüngere Form des Herrnhäufes.

Noch lange Zeit bildete der Verluß eine wesentliche Bedingung für Anerkennung des Sonderbesitzes. Später genügte statt der Umfriedung ein Zeichen der Begrenzung, etwa ein Strohhauf, wie dieser noch heute die Stellen bezeichnet, die der allgemeinen Benutzung entzogen sein sollen.

Deine Adels.

**Erklärung**

Bekannter fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

**Mäcenas.** (Die zweite Silbe ist lang und betont auszusprechen.) Es war der Name eines reichen Römers, der für Förderung der Kunst und Wissenschaften und für Unterstützung der Künstler große Summen aufwendete. Unter Mäcen (letzte Silbe lang und betont) versteht man darum einen Förderer der Kunst und Wissenschaften.

**Magna charta.** Der große Freibrief. Die magna charta bildet noch heute die Grundlage der englischen Verfassung. Sie wurde 1215 dem König Johann ohne Land vom Adel und Klerus abgetrotzt, gewährt in 60 Artikeln dem freien Bürger Rechtsschutz und legt das Recht der Steuerbewilligung in die Hände des Adels und der Geistlichkeit.

**Mala fide,** gegen besseres Wissen, in böser Absicht. Das Gegenteil davon: **bona fide,** guten Glaubens, in guter Absicht. Es hat jemand mala fides gehandelt oder ein einen andern belästendes Gerücht weiter erzählt, oder er hat das bona fides gehalten. Wenn unsere Gegner von der Sozialdemokratie behaupten, sie werde die Erde für alle zum Zucht haus machen, so wissen sie, daß das eine direkte Umkehrung der Wahrheit ist; es geht mithin aus der Behauptung nicht die bona fides sondern die mala fides hervor.

**Manus manum lavat.** Eine Hand wäscht die andere. Gewöhnlich im ungünstigen Sinne gebraucht. Der eine sieht dem andern etwas Schlimmes nach, oder unterstützt ihn sogar dabei, damit ihm gelegentlich der gleiche Dienst erwiesen werde. Die Regierung gewährt den reaktionären Parteien allerlei Vergünstigungen in Schul-, Gefinde- und Kollfragen, damit ihr von diesen Parteien die Marine- und Militärvorlagen, sowie andere zur Niederhaltung des Volkswillens bestimmte Gesetze bewilligt werden. Manus manum lavat, oder, wie neuerdings kurz und bündig gesagt wird: **Stuhhandel.**

**Manu propria,** mit eigener Hand. Abgekürzt in M. p. Früher als Vermerk in Schriftstücken oft angewendet.

**Memento mori,** gedenke des Todes. Wer an seinem Körper die Anzeichen des nahenden Absterbens wahrnimmt, hat in ihnen ein memento mori zu erblicken. Das memento mori wird auch als Warnung gebraucht nach der noch verbreiteten Anschauung, jeder müsse nach seinem Tode Rechenschaft über sein Handeln während des Lebens ablegen. In diesem Falle bedeutet das memento mori: Handle so, daß du alles bei oder nach deinem Tode verantworten kannst. Auch im bildlichen Sinne gebraucht. Ein memento mori des bürgerlichen Klassenstaates, also ein Zeichen für seinen Verfall, ist darin zu erblicken, daß selbst den berechtigten Forderungen nicht oder nur widerwillig und nur in möglichst beschränktem Maße Rechnung getragen wird.

**Mens sana in corpore sano,** gesunde Seele in gesundem Körper. Ein Wort des römischen Satirikers Juvenal, der im Jahrhundert vor Beginn der christlichen Zeitrechnung lebte. Der Satz ist von großer Wichtigkeit und trifft das Wesen des Verhältnisses zwischen dem Körper und der „Seele“ viel schärfer als das bekannte: Der Mensch ist, was er ißt. Nicht, daß die körperliche Gesundheit unbedingt vor moralischer Verkrüppelung schütze, oder ein körperlicher Krüppel nicht ein Feld des Geistes sein könne; aber im allgemeinen muß schon darum der gesunde Körper eher als ein kranker die Garantie bieten, daß auch die „Seele“ gesund ist, weil es eine besondere Seele, einen besonderen Geist nicht giebt, sondern unter Geist und Seele nur gewisse Fähigkeiten des leben-

den Körpers zu verstehen sind. Mit dem Körper wird die Seele geboren, wie sie mit ihm auch stirbt. Ein Leben der Seele oder des Geistes nach dem Tode des Körpers kann es nicht geben. Die ganze Grundlage unseres Strafrechtes, welches davon ausgeht, jeder Mensch könne „gut“ sein, wenn er nur will, ist darum eine unhaltbare, eine unsinnige, indem sie eine Freiheit des menschlichen Willens voraussetzt, die es nicht giebt, sondern die namentlich erst durch das Christentum als bestehend angenommen worden ist. Die neuere Pädagogik hat ebenso wie die auf dem Boden moderner Wissenschaft stehende Seelenlehre mit dem zu den furchtbarsten Verirrungen und Ungerechtigkeiten verführenden Aberglauben vom „freien Willen“ gebrochen.

**Zitate aus deutschen Klassikern.**

Aus Wallensteins Lager von Friedrich v. Schiller.

Gesammelt von Ad. Th.

Ein großes Muster weckt Nachseherung und giebt dem Urteil höhere Gesetze.

Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis, dem Mimet nicht die Nachwelt keine Kränze, drum muß er zeigen mit der Gegenwart.

Dem nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen; im engen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Verfallen sehen wir in diesen Tagen die alte, feste Form.

Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles, sprachlose Freiheit spricht den Sitten Hohn.

Erust ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Der Bauer: Schlagen sie (die Söldner) grob mit dem Schwerte drein, so sind wir pfligig und treiben's fein.

Erster Jäger: Wie er räuspert und wie er spuckt, das hat ihr ihm glücklich abgeguckt; aber sein Genie, ich meine seinen Geist, sich nicht auf der Wachparade weist.

Erster Arkebusier: Aber wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt.

Zweiter Jäger: Alle großen Thranen und Kaiser hielten's so und waren viel weiser. Alles andere thäten sie hudeh und schänden, den Soldaten trugen sie auf den Händen.

Erster Kürassier: Etwas muß er sein eigen nennen oder der Mensch wird morden und brennen.

Erster Arkebusier: Wer ist dran schuld, als wir Soldaten, daß der Nächstand in Schimpf geraten?

Erster Kürassier: Lassen wir uns auseinander sprengen, werden sie uns den Brotkorb höher hängen.

Wallenstein: Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr, fortan muß eigenes Feuer uns erleuchten.

Allo: O' nimm der Stunde wahr, eh' sie entschläuft. So selten kommt der Augenblick im Leben, der wahrhaft wichtig ist und groß.

**Zur Gesundheitspflege.**

Ueber die Abhärtung. Der berühmte Kliniker Professor R u b m a u l kommt in seinen „Jugenderinnerungen“, worin sich mehrfach wertvolle hygienische Notizen eingeflechten finden, auch auf die Frage der Abhärtung zu sprechen. Er empfiehlt zu diesem Zwecke jahrelang fortgesetztes tägliches Eintauchen der Füße in kaltes Wasser und Abwaschen der Beine mit dem Schwamm bis zu den Knien hinauf, mit rasch nachfolgendem Wiedererwärmen im Bette kurz vor dem Aufstehen. Dieses einfache Verfahren, wie es R u b m a u l beschreibt und wie es ihm selbst den größten Nutzen gebracht hat, läßt sich zu jeder Zeit leicht ausführen und verlangt keine großen Vorkehrungen. Jedes zur Aufnahme heider Füße hinreichende große, tiefe und starke Wasserbeden eignet sich dazu. Am besten wird das Beden schon am Abend zuvor mit Wasser so hoch gefüllt, daß die Füße dar in bis über die Knien eintauchen, und an das Bett gestellt; darnach Trockenfüße. Betotat man gewisse Vorsichtsmaßregeln,

so lernt die verzärtelteste Haut das kalte Wasser ertragen. Man darf nur nicht gleich mit zu niedrigen Temperaturen beginnen; man fängt, je nach der Reaktion, mit 20, ja 22 und 24 Grad Réaumur an und geht dann schrittweise im Laufe von Wochen auf 16 Grad Réaumur, nur ausnahmsweise tiefer, herab. Unter allen Umständen muß man dem kurzen, nur wenige Sekunden währenden Fußbad ein reiches Erwärmen der Beine folgen lassen. Dies geschieht in wenigen Minuten, wenn man sie nach flüchtigem Abtrocknen in das warme Bett zurückbringt: ein Abreiben ist unnötig; je rascher sie in das Bett zurückgebracht werden, desto besser wird das Fußbad ertragen; nur bei zu niedrigen Temperaturen kann es länger als zehn Minuten dauern, bis sie gut warm werden. Geschwächte und alte Personen sollen zu niedere Temperaturen meiden und bei 16 bis 20 Grad Réaumur bleiben. — Zur Abhärtung der Haut des ganzen Körpers empfiehlt Kufmann für empfindliche Personen das folgende Verfahren: Man nimmt zuerst das Abwaschen des Körpers bis herab zu den Knien vor am besten stehend oder knieend über das Wasserbecken gebeugt, und läßt das Wasser aus dem Schwamm namentlich über Nacken und Hals kräftig strömen, dann trocknet man sich rasch ab, hüllt den Leib ein, setzt sich auf den Bettrand und taucht jetzt die Füße in das Becken, das am Bett steht, wäscht die Beine bis zu den Knien heraus, trocknet sie flüchtig und zieht sie zuletzt in die warme Bettdecke zurück. Waschung und Fußbad beanspruchen wenige Minuten, in zehn bis weiteren fünfzehn Minuten längstens wird der ganze Körper im Bett warm. Man steht dann sofort auf. Kufmann schließt diese Ratsschläge mit den Worten: „Wohl denen, die solcher vorsichtiger Methoden der Abhärtung nicht bedürfen und schon in der Kindheit daran gewöhnt wurden, morgens gleich beim Aufstehen ein flüchtiges kaltes Wannenbad, eine kalte Brause oder eine Abwaschung des ganzen Körpers im kalten Sitzbad zu gebrauchen.“

### Technisches.

Der Morse-Telegraphenapparat wird im deutschen Telegraphengebiet innerhalb eines Jahres im größeren Verkehr vollständig durch den Klopferbetrieb verdrängt sein, nachdem dann der Morse-Schreiber gerade 50 Jahre der preussischen und deutschen Staats Telegraphie gedient haben wird. Nach einer ausführlichen Darstellung im amtlichen Archiv f. Post u. Tel. wurde im Jahre 1893 mit der Einführung des Klopfers begonnen, während jetzt schon 305 Klopferleitungen im Betriebe sind. Von den 525 gegenwärtig vorhandenen inländischen Arbeitsstromleitungen werden 144 mit Hughesapparaten, 101 mit Morse-Schreibern und 280 mit Klopfern betrieben. Im ganzen sind zur Zeit 1150 Klopfer bei 240 Anstalten im Betrieb. Bei dem Klopferapparat entspricht dem Punkt und dem Strich Töne von verschiedener Klangfarbe. Zur Erhöhung der Lautwirkung wird der Klopfer in einer höheren Schallkammer untergebracht, deren offene Seite dem Ohr des Beamten zugekehrt ist. Um Störungen durch Nebengeräusche von den nach Gehör aufzunehmenden Beamten möglichst fern zu halten, werden die einzelnen Arbeitsplätze durch Glaswände von einander getrennt. Die Arbeit am Klopfer ist nicht so schwierig wie es scheinen mag. Sie wird jetzt von den jungen Beamten zuerst erlernt. Beim Klopfer haben die Augen des Beamten nur dem Schreiber zu folgen, während das Ablesen der Zeilen ganz wegfällt. Die Höchstleistung eines Beamten am Klopfer wird auf 600 Wörter in der Stunde, beim Morse-Schreiber auf 400 Wörter angenommen. Auch die Sicherheit des Telegraphierens soll durch die Einführung des Klopfers gewonnen haben, da die Beamten zu gewisser Aufmerksamkeit genötigt sind. Der Klopferbetrieb stellt sich endlich billiger. Ein vollständiges Klopfersystem kostet etwa 110 Mk. weniger als ein Morse-Schreiber mit Taste. Allein an Farbe und Papier soll jährlich jetzt schon 30 000 Mk. gegen früher durch den Klopfer erspart werden.

Wasser durch den elektrischen Strom zu reinigen und zum Genuße brauchbar zu machen, dazu hat schon vor Jahren Tyndall ein Verfahren angegeben. Der erste derartige Versuch ist nun im belgischen Hafen- und Badeorte Blankenberge gemacht worden, und in kurzer Zeit wird der ganze Kurort mit ozoniertem Wasser versorgt werden. Das Wasser, dem Kanal von Brügge entnommen, wird einem elektrischen Strome von 1000 Volt Spannung ausgesetzt und soll dadurch rein und genießbar werden.

### Meteorologisches.

Eine außerordentliche Himmelserscheinung wurde am 10. Februar d. J. im Staate Minnesota (Vereinigte Staaten) beobachtet. Es war gegen 10 Uhr vormittags, als Osborn von der Hamline-Universität in St. Paul in der Umgebung der Sonne ein prächtiges Schauspiel erblickte, das er in einem Schreiben an die Wochenchrift „Science“ schildert. Es war ein sehr kalter und dunstiger Morgen, die Luft war nicht klar, und über dem ganzen Himmel lag ein Schleier dünner Wolken.

Nach den Wetterberichten des St. Paul-Observatoriums wehte ein schwacher Südostwind, und die Temperatur betrug 20 Grad unter Null. Zu beiden Seiten der Sonne erschienen zwei glänzende Nebenjournen, deren Lichtstrahlen so blendend waren, daß das Auge ihr Licht kaum zu ertragen vermochte. Außerdem war die Sonne von zwei leuchtenden Kreisen umgeben, von denen der innere, der durch die beiden Nebenjournen verließ, vollständig geschlossen war, während der äußere unter den Horizont hinab ging. Der äußere und innere Kreis waren in der Höhe der Nebenjournen durch blendende Lichtstreifen miteinander verbunden. Außerdem erschienen noch zwei andere Kreisbogen über den beschriebenen, die in den Regenbogenfarben erstrahlten und tatsächlich Regenbogen gleichen, die aber gleichsam auf dem Kopfe standen, indem sie das Kreuzer der Krümmung nach unten gerichtet hatten. Die Entstehung des prachtvollen Schauspiels wurde darin gesehen, daß die Feuchtigkeit der Luft sich in den höheren Schichten der Atmosphäre zu einem feinen Schnee umgebildet hatte, dessen Kriställchen die Sonnenstrahlen in so eigentümlicher Weise brachen, daß die beschriebene Erscheinung zu stande kam.

### Litteratur.

Von der Neuen Zeit (Stuttgart, Dieß' Verlag) ist jeben das 32. Heft des 17. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Philister und Polizei. — Der dritte Kongress der Gewerkschaften Deutschlands. Von Johannes Timm. — Das Urteil eines bürgerlichen Ideologen über den Militarismus. Von J. Karst. — Ein Wort zu Holzens neuer Form. Von Max Bruns. — Beiträge zur Geschichte des Koalitionsrechts in Deutschland. Von Max Schippel. IV. — Die Berg- und Littenarbeiterbewegung in Russisch-Polen. Von Leon Blochski. — Revue der Neuen. — Feuilleton: Erinnerungen eines Achtundvierzigers. (Fortsetzung.)

### „Die Inschrift! die Inschrift!“

Nachts um die zwölfte Stunde kam  
Der längst geplante Eingang  
Zum Friedrichshainer Friedhof lahm,  
Und müde von dem Steingang,  
Zum Reichstag und betrachtete  
Hoch über Thor und Schwelle  
Die früher viel beachtete,  
Noch immer leere Stelle.

Das riesenhafte Kuppeldach  
War mondluchtglanz-unflößig;  
Das Friedhofsthor stand still und sprach  
Zum großen Leidgenossen:

„Wir brauchen keine mahnenden,  
Verschämten Eitelkeiten,  
Die den nichts Schlimmes ahnenden  
Mit Zaubermacht umketten;  
Das Märzgrab und den Reichstag kennt  
Das deutsche Volk auch ohne  
Schildinschrift, die die Stätten neuut —  
Kant wie eine Ciceroe  
Neden trotz widerstrebenden  
Bedenken von Heloten  
Am Königsplatz die Lebenden,  
Im Friedrichshain die Toten.“

(Verl. Volkstg.)

### Weiteres.

Auf den Gipfel der Wahrsagekunst bezeichnet es der Pariser Figaro, wenn eine „Wahrsagerin wunderbar“ die Zukunft Frankreichs vorher sagt aus den Linien — der Eisenbahn.

Verfänglich. Er: „Was würdest Du thun, wenn ich Dich jetzt küßte?“  
Sie: „Stelle mir keine solche Fragen George, — Du erregst nur meine Neugier.“

Das poetische Dienstmädchen. Hausfrau: Lina, wer war der Mann, mit dem Sie gestern abend unter der Hausthür standen?

Dienstmädchen: Madame, det is der hellstrahlende Stern in meiner dunklen Lebensnacht!

Ein unsicherer Kantontist. Hausfrau: Was ist denn Dein Bräutigam eigentlich?

Dienstmädchen: Ja, prächtige Fran, genau weck id et ooch nich. Er loost immer nebenher, wenn de Wache vorbeimarshiert!

